

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 1,60. Monatlich 55 Pf. Postzeitungskarte Nr. 4069 a, 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die vierspaltige Zeile oder deren Raum 15 Pfg., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 103.

Mittwoch, den 5. Mai 1897.

4. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Der 1. Mai

Ist auch heuer von den Klassenbewußten Arbeitern aller Länder würdig unserer Sache gefeiert worden; und auch heuer hat die internationale Heerschau des Proletariats einen weiteren Fortschritt unserer Bewegung offenbart — das ist das Gesamtergebnis der außerordentlich zahlreichen Berichte und Telegramme, die dem „Vorw.“ — so zahlreich wie nie zuvor — aus dem In- und Auslande zugegangen sind.

In Deutschland, namentlich im Norden, war das Wetter unglücklich, allein, wenn auch die Kundgebungen im Freien hierunter einigermaßen litten, so war die Theilnahme an den Kundgebungen in geschlossenen Räumen um so massenhafter. Jedenfalls war — und das gilt für das Ausland wie für das Inland — die Theilnahme eine allgemeinere als je zuvor. Und in Deutschland wurde auch die Feier durch Arbeitsruhe von mehr Arbeitern gelebt als je zuvor. Die brutalen Drohungen der Geldherrscher, wie sich das erwarten ließ, das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung hervorgerichtet.

Aus Oesterreich, England, Frankreich, Belgien, Italien, Spanien und anderen Ländern wird uns ausdrücklich allgemeinere Theilnahme als in früheren Jahren gemeldet; und besonders aus Oesterreich auch allgemeinere Arbeitsruhe, was um so mehr hervorgehoben werden muß, als die Unternehmer, gestützt von den Behörden, das Wegbleiben von der Arbeit nach — deutschem Gebrauche Muster durch brutale Uthase bei Strafe der Entlassung verboten hatten.

Das Moment der allgemeineren Theilnahme in allen Ländern fällt doppelt in's Gewicht, weil der 1. Mai dieses Jahr auf einen Sonnabend fiel, d. h. auf denjenigen Tag der Woche, an welchem der Arbeiter am schwersten von der Arbeit abkommen kann, und die Arbeitsruhe ihm die schwersten Opfer auferlegt. Aber die Arbeiter sind keine „Prozent-Patrioten“.

In Frankreich wurde in allen Städten und Landgemeinden, wo unsere Genossen das Heft in Händen haben, der 1. Mai als offizieller Feiertag begangen.

Die Polizei scheint nirgends gewaltthätig aufgetreten zu sein, und da die Sozialdemokraten stets gute Disziplin halten, so ist die Ordnung nirgends gestört worden.

Der Geist der Humanität, Freiheit und Gerechtigkeit, dem das Weltfest der Arbeit gewidmet ist, spricht zu uns aus den Mai-Nummern der sozialistischen Zeitungen aller Länder. Viele dieser Festausgaben sind wahrhaft künstlerisch ausgestattet; und die Sammelphilister, die unser Fest spötelnd zu verkleinern suchen, — sie sollen nur die Sedan- und Zentennar-Nummern der bürgerlich-reaktionären Presse mit den Mai-Nummern der sozialistischen Presse vergleichen.

Der Zeitpunkt war ja auch überaus günstig, um die Kulturmission des Proletariats gegenüber der Kulturfeindlichkeit der Kapitalistenklasse in helle Beleuchtung zu bringen.

Dort „hinten in der Türkei die Völker auf einander schlagend“ — Menschen-Gelatomben geopfert durch Verschulden und unter den Augen der kapitalistischen Staatsmänner-Junft. Und hier das Proletariat, das in allen Ländern der Erde den Frieden fordert und für die Verbrüderung der Menschheit eintritt.

Schaut auf dieses Bild und auf jenes.
Dort die abstoßende Vergangenheit.
Hier die aufleuchtende Zukunft.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Aus dem Reichstage. Die Fortsetzung der Debatte über die Invalidenversorgung beständige Freitag noch mehr als an den beiden vorgehenden Tagen die Thatsache, daß das Gesetz in seiner gegenwärtigen Gestalt auf keiner Seite des Hauses besondere Freunde hat. Die feinerzeit zur Schau gestellte Begeisterung über die „Krönung des sozialen Gebäudes“ ist verflogen, der Ragenjammer aber ist geblieben.

Die Debatte leitete Herr v. Stumm ein. Der Schlossherr von Neunkirchen sprach im ganzen heute sehr vernünftig. Er vertheidigte zwar die Regierungsvorlage,

aber verschwieg doch auch seine großen Bedenken nicht, welche er gegen das ganze Gesetz überhaupt hat. Er erhofft Abhilfe von der Zusammenlegung der verschiedenen Versicherungszweige auf Grund territorialer Versicherungsanstalten.

Herr Richter polemisierte gegen die Anträge der Agrarier und faßte seine Ausführungen dahin zusammen: Entweder Annahme des Antrags Rösike oder garnichts.

Herr v. Wöttcher verwahrte sich gegen die Herauslösung der „Storinthen aus dem Wecken“, wie sie im Antrag Rösike versucht werde, und verlangte Ueberweisung der ganzen Materie zur Kommissionsberatung, wo man sich verständigen könne. Sehr energisch verwahrte sich der Herr Minister gegen die Ausführungen des Herrn v. Hertling. Das Gesetz habe nicht Fiasco gemacht, nur zwei Versicherungsanstalten befinden sich der Eventualität gegenüber, ihre Verpflichtungen nicht erfüllen zu können.

Treffend erwiderte Herr Hise darauf, warum man denn die neue Vorlage eingebracht habe, welche eine vollständige Preisgabe der organisatorischen Grundlagen des Gesetzes enthalte, wenn dasselbe in seiner jetzigen Gestalt nicht Fiasco gemacht habe? Im weiteren Verlaufe seiner Rede hieß Herr Hise so energisch in die Kerbe, welche gestern Herr v. Hertling gehauen hat, daß man fast zu der Annahme kam, der Herr Redner gefiele sich ganz in der Rolle des „vaterlandslosen Gesellen.“ Besonders spielte Herr Hise gegen die Rechte va banque, indem er den Herren zurief: Wenn die Landwirtschaft die Kosten der Versicherung nicht tragen kann, dann müssen Sie eben die Versicherung aufgeben.

Freiherr v. Mantensfel war der fünfte deutsch-konservative Redner, der zur Vorlage sprach, und auch er entwickelte wieder einen besonderen Standpunkt. Ein Beweis für die Verfahrenheit der Ansichten in dieser Frage innerhalb der konservativen Reihen.

Es sprachen noch mehrere Redner, darunter auch unser Genosse Kühn, welcher mit dem Centrum eine kleine Abrechnung hielt, sonst aber, wie die übrigen Redner, die Vorlage im ablehnenden Sinne behandelte. Bei der Abstimmung wurden alle Anträge auf Ueberweisung an eine Kommission abgelehnt. Damit ist das Schicksal der Vorlage sowohl wie der dazu gestellten Anträge wohl besiegelt. Es wird nichts draus.

Eine neue Variante. Der „Neuen Fr. Pr.“ wird aus Kiel gemeldet, die angebliche Kundgebung des Kaisers an den Prinzen Heinrich habe im Gegensatz zu anderweitigen Lesarten folgenden Schluß gehabt: „Wir müssen den Kelch bis auf die Reige leeren.“

Ein Ministerwort. Bei dem Festmahl, welches der Gartenbauverein zur Feier seines 75-jährigen Stiftungsfestes und zur Eröffnung der Gartenbau-Ausstellung beging, hielt der preussische Minister für Landwirtschaft, Herr v. Hammerstein-Vorsten einen Trinkspruch, in dem er u. a. sagte:

„Ich wage es anzusprechen, unsere Zeit krank am Realismus, am Materialismus, am öden Parlamentarismus, am Parteiegoismus, an dem Fader konfessioneller politischer Parteien mit einander, an den Folgen sich immer weiter ausbreitender destruktiver Tendenzen, die unser Volkleben vergiften.“

Jedes dieser Worte ist so vieldeutig, daß es schwer ist, zu sagen, dies und nichts anderes hat der Minister damit gemeint. Nur der „öde Parlamentarismus“ ist so ziemlich klar. Wir vermuthen, schreibt die „Volksztg.“, der Minister habe damit eine Erwiderung geben wollen auf die beliebten agrarischen Ausfälle gegen den Bureaukratismus, wie ja auch die „destruktiven Tendenzen“ der agrarischen Agitation oft genug gekennzeichnet worden sind. Sollte aber der Minister die Absicht gehabt haben, gegen den Parlamentarismus überhaupt, d. h. gegen das Institut der Parlamente sein Herz zu erleichtern, so wäre doch zu bemerken, daß die Parlamente in Deutschland (Reichstag, Landtage etc.) verfassungsmäßig geschützte Einrichtungen sind, die den Kronen, dem Bundesrath, den Ministerien der Bundesstaaten etc. als gleichberechtigte Faktoren gegenüberstehen. Wir finden darin nichts Bedes, sondern eine Einrichtung, die einen Fortschritt gegen früher markirt.

Einer neuen Verfügung des Reichsmarineamts zufolge soll der Bau der Kriegsschiffe auf den kaiserlichen Werften beschleunigt werden. Herr Hollmann hält Wort. Er hat ja im Reichstage erklärt, daß er alle bewilligten

Gelder bis zum Ablaufe des Rechnungsjahres „alle machen“ werde. Die Danziger Werft soll den Bau des Kreuzers zweiter Klasse bereit beschleunigen, daß der Stapellauf noch in der zweiten Hälfte dieses Jahres erfolgen kann. Die Kielstreckung der kürzlich vom Reichstage bewilligten Kriegsfahrzeuge, des Panzers „Ersatz König Wilhelm“ und der Kanonenboote „Ersatz Alis“ und „Ersatz Hyäne“ wird noch im Spätsommer erfolgen. Alsdann befinden sich im Ganzen 19 Kriegsschiffe im Bau, und zwar drei Panzer, „Kaiser Friedrich III.“ und die Ersatzboote „Friedrich der Große“ und „König Wilhelm“, sieben Kreuzer, „Ersatz Leipzig“, „Victoria Luise“, „Hertha“, „Ersatz Freya“, „M. N. und L.“, zwei Kanonenboote und sieben Torpedoboote. Aus der amtlichen Darlegung geht hervor, daß namentlich der Bau der Kreuzer beschleunigt werden soll. Die Panzer „Kaiser Friedrich III.“ und „Ersatz Friedrich der Große“ werden im nächsten Jahre oder 1899 in Dienst gestellt. Die Kreuzer „Victoria Luise“, „Hertha“, „Ersatz Freya“ und „M.“ sollen 1898 bereits fertiggestellt sein, und die Torpedoboote-division, die theils in England, theils auf der Schichauwerft und Germaniaerft erbaut wird, soll im Laufe dieses Sommers von der Torpedobooteabnahme-Kommission geprüft werden.

Der Reichstag, die Vertretung des deutschen Volkes, feierte den 1. Mai, indem er am 1. Mai nicht tagte. Also die höchste Form der Feier, gegen welche die Blüthe des vernagelten Geldprophetismus mit solch späßhafter Wopswuth losseiert. Und so hat den, „der Noth folgend, nicht dem eigenen Triebe“ — es fehlt nämlich an Berathungsgegenständen — sogar der grimmeste Stumm in stummem Grimm für die parlamentarische Maiseier gestimmt.

Fürwahr, es geschehen Zeichen und Wunder!
Und trotz der schweren Noth der Zeit, der schweren Zeit der Noth und so weiter hat die Weltgeschichte zum Glück noch ihren Humor behalten.

Agrarische Maisebetrachtungen. Das Organ des „Bundes der Landwirthe“ schreibt in einem schwulstigen, „Walpurgis“ betitelten Leitartikel über den Mai unter Anderem:

„Nach dem Volksglauben schwebt Walpurgis in der Maiennacht als strahlendes Weib mit goldener Krone durch die Welt, von bösen Geistern unaufhörlich verfolgt, niemals ihnen verfallend. In den meisten Sagen des Volkes liegt ein tiefer, schöner Sinn; auch in dieser. Gerade am 1. Mai sehen wir die Unholbe, die dem Christenthume und dem Bauernthume feind sind bis aufs Blut, in wildester Thätigkeit. Man hat den 1. Mai zum „Weltfeiertag der Arbeit“ erhoben. Die Arbeit bedarf keines besonderen Feiertags. Sie ist gehoben und geheiligt durch das Christenthum. Nicht zu einem besonderen Festtage der Arbeit ist der 1. Mai von den gewerbmäßigen Verführern des Volkes bestimmt, sondern vielmehr zu einem Feiertage des Umsturzes, zu einer Heerschau über die irreführte Herde. Es ist nicht mehr nöthig, den ganzen Maiseiergedanken in seiner Haltlosigkeit und innern Unwahrhaftigkeit zu erweisen. Das ist so oft und so überzeugend geschehen, daß er bis in die Kreise derer hinein, die ihn noch feiern müssen, schon als Unfug oder als Possen empfunden wird. Die Idee, aus der heraus er entstanden ist, steht auf derselben Stufe wie der Hengspuk, den das Christenthum gekannt und gescheucht hat. Wenn der Druck von den überhitzten Köpfen genommen sein wird, wenn die behörte Masse aus dem bestrickenden Wahne befreit sein wird, dann wird sie mit demselben mitleidigen und überlegenen Lächeln auf den Maispud des zu Ende gehenden 19. Jahrhunderts zurücksehen, wie sie jetzt auf den Maispud des Mittelalters schaut.“

Man sollte doch meinen, wir hätten schon Hundstagsstiche.

Ueber die „Leutenoth“ auf dem Lande jammert die „Deutsche Tageszeitung.“ Zu dem Bündlerblatte dringen Klagen, „denen man anhört, daß sie mit dem Herzen geschrieben sind.“ Ein mitteldeutscher Landwirth schreibt ihm, daß die Schindpreise und die gewaltigen Laster immer noch überstanden werden könnten, wenn nicht die fürchterliche Leutenoth die Ueberwindung des Glends ganz unmöglich machte. Ein anderer aus dem Osten schildert, wie die Aufwendungen für die Hilfskräfte in den letzten Jahren gewachsen seien. „Die Ausgaben für Lohn seien

Weiße und schwarze Helden.

In jenen Verhandlungen vor dem Disziplinargerichtshofe, die am Sonnabend mit der Verurtheilung des Dr. Peters endeten, suchten — ähnlich wie in den Fällen Leist und Wehlan — der Angeklagte und die Verteidigung sowie der Zeuge Baron Pechmann die in Ostafrika begangenen Ausschreitungen dadurch in eine milde Beleuchtung zu rücken, daß sie versicherten, im schwarzen Welttheil befände sich der zivilisierte Mensch Verhältnissen gegenüber, die sich unserer Beurtheilung entzögen, dort werde auch ein Menschenleben weit geringer angeschlagen wie bei uns. Wenn wir auch das Erste bedingt zugeben, so ist doch gewiß, daß Afrikaforscher wie Dr. Nachtigall und Wissmann, wie Emin Pascha und Dr. Livingstone, ja, selbst ein Kriegsmann wie General Gordon sich wahrlich auf afrikanischem Boden in weit gefährlicheren Lagen befunden haben, als der Reichskommissar Dr. Peters, aber auch in der allerschlimmsten Bedrängnis verlegneten sie niemals ihr edleres Selbst, ihr Menschlichkeitsgefühl und ihren Gerechtigkeits Sinn.

Mit dem stolzen Bewußtsein eines Cortes oder Pizarro pochte Dr. Peters auf den Erfahrungssatz, daß außerordentliche Umstände außerordentliche Maßregeln notwendig machten und heute mügen naive Gemüther glauben, daß das Niederbrennen der Dörfer, das Auspeitschen der Weiber und die Strangulation berechtigte Schreckmittel zur Erreichung großer Zwecke waren. Andere Afrikaforscher hatten große ideale Ziele im Auge und scheuten doch vor jeder Gewaltmaßregel oder Missethat am Blutvergießen zurück. Wir erinnern nur an David Livingstone, der auf dem Wege zu Westküste Afrikas im Jahre 1871 bei Manganwe umsahnte, weil Dugumbes Leute, unter dessen Schutz er sich gestellt hatte, auf dem Markt ein Blutbad unter den friedlichen Markt Leuten angerichtet hatten. Lieber wollte er all der Chancen verlustig gehen, die Kongoforschung abzuschließen und die Durchquerung Zentralafrikas zu vollziehen, als daß er gemeinschaftliche Sache mit „Blutheiden“ machte. Mit einer Handvoll Leute schlug er sich unter schrecklichen Gefahren durch die Wälder des Manjamalandes und langte, zum Skelett abgemagert, in Ujiji an, wo er mit seinen Gefährten verhungert wäre, wenn nicht im Augenblicke der höchsten Noth Stanley ihm Rettung gebracht hätte. Auf Livingstone's Weg am Qualaba hätte das Paradies liegen können, er wäre nicht an der Seite von Nordbrennern in dasselbe eingetreten.

Aus den strafwürdigen Handlungen, wie aus der Verteidigung des Dr. Peters sprach neben dem Bestreben, sich der Welt im Glorienschein des Kriegshelden zu zeigen, die hochwürdigste Heringschmaltung des Neger's. In seinen Augen ist der Schwarze nicht viel besser, als ein Stück Vieh, aber, soweit der weibliche Theil dieser Klasse in Betracht kommt, doch gut genug zur Befriedigung gewisser Gelüste. Nun, Dr. Peters hat zu diesem Hochgefühl nicht die leiseste Berechtigung, denn es läßt sich ein nabelsteckender Fall anführen, in welchem sieben der verachteten Nigger und unter diesen gar einer mit dem Namen Mabruk, eine Heldenthat ausgeführt haben,

zu der sich weder der schneidige Herr Peters noch irgend einer seiner Genossen aufgeschwungen hätte.

Als Dr. Livingstone am 1. Mai des Jahres 1873 an den Ufern des Wollamo seine Seele aushauchte, beschloffen seine schwarzen Diener, die Leiche ihres geliebten Herren einzubalsamiren und dieselbe mit sammt der arbeitsfertigen Habe des Verbliebenen nach Sansibar zu bringen, damit „der gute Doktor“ in seiner schattigen Heimath ruhen könne. Chitambo, jener Häuptling, in dessen Dorfe Dr. Livingstone gestorben war, suchte den Leuten dies anzureden; denn er hielt die Ausführung, wegen des Krieges, den derzeit Mrambo führte, für unmöglich, sie aber hörten auf keine Einwendung, sondern erklärten, daß sie ihr Leben daran setzen wollten. Unter Eufis und Chumas Führung brach die kleine Schaar mit dem Sarg und einer Riste beladen von Malala auf, überwand Gefahren aller Art, ließ sich selbst durch Lieutenant Camerons Warungen nicht aufhalten, der ihnen bei seiner Afrikadurchquerung begegnete und die Meßinstrumente Livingstones an sich nahm und festen bei verminderter Zahl ihren Weg bis zur Küste fort. Ende Februar langten die fünf Männer, Eufi, Chuma, Amoda, Abramo, Mabruk, sowie zwei Weiber nach neunmonatlicher gefährvoller Wanderung mit ihrer theuren Last in Bagamojo an. Hier nahm ein von Sansibar herübergekommenes Schiff der englischen Kriegslotte den Sarg und die Riste mit dem Nachsarg an Bord, die treuen Gefährten Livingstones aber ließ man ohne Lohn und Dank am Ufer im fremden Lande zurück.

Man zeige uns doch irgend eine That in der Geschichte der Skulturmenscheit, in der sich Treue und Pietät schöner und rührender offenbaren, als in diesem Todtenzug der sieben Neger. Wenn Libinius dem Trauerzuge des Traianus vom Rhein bis Rom zu Fuß voranschritt, so war es der in seinen Armen verschiedene Bruder, den er vielleicht in aufrichtigem Schmerz, vielleicht auch mit Rücksicht auf den Dank seines fast allmächtigen Stiefvaters Augustus diese Ehre erwies. Hier aber leitete nicht ein Thronpräsident den pomphaften Trauerzug auf gebahnten Wegen, sondern einige unwissende Naturkinder — die beiden Frauen stammten sogar aus dem Lande der Manquemas, wo heute noch Kannibalkismus herrscht — schleppten aus freier Entschliebung die Leiche durch Sumpf und Wüsteneien, sie trugten den Ueberfällen der kriegerischen Parteien und erstritten sich ihr Ziel unter fürchterlichen Entbehrenungen und Mühsalen, ohne auf Dank zu rechnen oder Dank zu empfangen.

Ob jener junge Mabruk, der wegen Zigaretten-diebstahls zum Tod durch den Strang verurtheilt wurde, von jenem Mabruk aus Bagamojo abstammte, wird heute schwerlich festzustellen sein. Peters und Baron von Pechmann lehren jedenfalls, daß sie keinen Grund hatten, in ihrem Conquistadorencitell auf Mabruk und andere Neger verächtlich herabzusehen. Die Heldenthat von Livingstones sieben Gefährten steht in Bezug auf moralischen Muth und edle Selbstverleugnung so hoch über den schneidigen Thaten des Dr. Peters, wie der Kälimandscharo über einem Mantwurfshaufen.

Das ist das Erbende an diesem Trauerzuge von Malala nach Bagamojo, daß man sich sagen muß: Der Geist des Entschlafenen war auf jene Schwarzen über-

gegangen, die ihn der Heimath entgegenzogen. Livingstones unendliche Güte, sein moralischer Muth und Gerechtigkeits Sinn hatten in den Herzen dieser Wilden den Funken echten Menschthums geweckt. In der Liebe und Verehrung zu ihrem Führer waren sie einig und trotz aller Gefahren und aufreibenden Strapazen wankte nicht einen Augenblicke das Vertrauen zu ihm. Wie Kinder zu ihrem Vater, so blieben jene Neger „zum guten Doktor“ auf. Und als der Tod ihn abgerufen, entflammte die Erinnerung an seine Güte sie zu jener heroischen That.

Die weißen Kolonialhelden, die sich ihrer Kulturthaten laut brüsten, haben keine Ursache, auf die Schwarzen voll Verachtung herabzusehen, die durch eine edle That von dem Menschlichkeitsgefühl Kunde gaben, das in ihrer Brust wohnt.

Soziales und Partei-Leben.

Miszbrand-Vergiftung in Nürnberg. Schon wieder ist ein Pinselarbeiter, und zwar unter Symptomen der Milzbrandvergiftung gestorben. Das Resultat der Section ist noch nicht offiziell bekannt. Der Tod erfolgte in diesem Falle jedoch nach mehrtägigen heftigen Schmerzen, wie sie bei Milzbrandvergiftung auftreten. Die Gelehrten machen unterdessen noch Desinfektionsproben, während alle paar Tage Arbeiter der gefährlichen Krankheit zum Opfer fallen. Wie „gewissenhaft“ die Pinselfabrikanten mit der Desinfektion des Rohmaterials umgehen, beweist folgender am 26. April vor dem Schöffengerichte dahier verhandelter Fall: Bei einer Kontrolle, welche in einer Pinselfabrik vorgenommen wurde, fanden sich zwei Packete Haare vor, welche nicht desinfiziert waren. Es erhielten daher die beiden Besitzer der Fabrik Strafbefehle, der eine auf 10 Mk., der andere auf 45 Mk. lautend. Gegen diese Strafe legten die Fabrikanten Verufung ein und machten geltend, sie seien in dem Glauben gewesen, daß die Haare schon in dem Geschäft, von dem sie bezogen wurden, desinfiziert seien. Der Amtsanwalt wies darauf hin, daß bei der großen Gefahr für Leben und Gesundheit gerade bei diesen Arbeiten die peinlichste Sorgfalt herrschen müsse. Die Verufung wurde kostenfällig verworfen. — Es wäre endlich an der Zeit, gegen Leute, die das Leben ihrer Mitmenschen auf das Schwerste gefährden, exemplarische Strafen auszusprechen.

Erwerbsmöglichkeiten für Frauen in Deutschland. Eliza Ichenhäuser hat die Einzelberufe und sonstigen Erwerbsarten zusammengestellt, denen Frauen sich zugewandt haben bzw. zuwenden sollten, und durch Umfrage die besten Mittel zur fachlichen Ausbildung, die Dauer der Lehrzeit und die gegenwärtigen Aussichten des Berufes festzustellen versucht. Diese Zusammenstellung hat die Verfasserin nunmehr im Druck erscheinen lassen. Sie berücksichtigt vorwiegend die sogenannten bürgerlichen Berufe; die Verfasserin mahnt direkt die Handwerker, ihre Töchter ebenso wie ihre Söhne in ihr Handwerk einzuführen. Wie groß die Zahl der erwerbsthätigen Frauen im Hauptberuf ist, ergibt die Berufszählung vom 14. Juni 1895. Danach ist seit der Berufszählung von 1882 diese Zahl von 4,259,103 (= 18,46 pZt. der weiblichen Bevölkerung) auf 5,264,408 (= 19,97 pZt.)

Stefan vom Grillenbof.

Roman von M. Kautsky.

(55. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wie ein Wirbelwind kam nun über die Wiese Mandl herangeflogen. Sie stuchte und blieb stehen, als sie die beiden Damen bemerkte. Ihre Augenbraunen zogen sich finster zusammen, und sie schien einen Augenblick unschlüssig, ob sie näher kommen oder sogleich wieder Reißaus nehmen sollte. Ein mächtiger Antriebs ließ sie für das erste sich entscheiden. Sie sprang auf den Professor zu, ohne die übrigen eines Blickes zu würdigen und ihre Hand auf seine Schulter legend, sagte sie in einem halb trockenen, halb bittenden Ton:

„Geben Sie mir das Stück Brod, das hier auf dem Tische liegt, ich habe Hunger.“

„Du bist noch hier?“ rief der Professor erstaunt.

„Mandl,“ sagte Stefan in einem Ton des Vorwurfs, „ich hatte Dich nach Hause geschickt, warum bist Du nicht gegangen?“

„Weil ich nicht kann,“ erwiderte sie. Der Ton klang wie gebrochen.

„Da hast Du das Brod, mein Kind,“ sagte der Professor und hielt es ihr hin. Sie langte gierig darnach und biß sogleich hinein. „Ach wette, das arme Ding hat heute den ganzen Tag noch nichts zu sich genommen,“ fuhr er fort, sie mit einem mitleidigen Lächeln betrachtend. „Du hast Dich wie ein Bagabund wieder herumgetrieben, he?“

„Das ist entsetzlich!“ rief die Gräfin. „Aber es ist gewiß so, wir haben sie vorhin im Park schlafend angetroffen; aber ist denn Niemand im Stande, über dieses wilde Geschöpf eine Art Autorität zu üben und dasselbe zu einem ordentlichen, regelmäßigen Leben anzuhalten?“ „Wißt zuckte die Aehseln. „Die ist zu sehr an die

Freiheit gewöhnt, es dürfte schwer halten, aber ich werde es versuchen.“

„Ach, Sie Professor, Sie sind selbst so eine wilde, ungezogene Pflanze,“ sagte die Gräfin, halb scherzhaft, halb ärgerlich, „aber man müßte die Mutter dazu anhalten.“

„Die alte Huber? Die hat, glaube ich, ihr Lebtag keinen andern Eindruck auf sie geübt, als den ein Stock hervor bringt.“

„Die Huber?“ rief die Gräfin, in jähem Schreck in die Höhe fahrend, aus.

„Ihre Mutter, sagte ich, die Huber,“ wiederholte der Professor.

„Ist das das Weib — des Stadtbauers?“ fragte die Gräfin mit stockendem Athem, „sprich, Mandl?“

„Ja,“ sagte diese kurz und mit vollem Munde.

Die Gräfin erbleichte bis in die Lippen; sie fühlte sich unwohl, einer Ohnmacht nahe, aber sie kämpfte mit aller Kraft dagegen. So wollte, sie durfte sich nicht anmerken lassen, wie sehr diese, scheinbar so uninteressante Thatsache sie berührte; ja, sie suchte sogleich jede Bedeutung sich selbst gegenüber hinwegzuleugnen. Was war es denn auch, was regte sie so auf? Sie hatte die Milchschwester ihrer kleinen Maximiliane entdeckt; — aber ein furchtbarer Gedanke fuhr wie ein Blitz in ihre Seele — die Ähnlichkeit der Stellung vorhin, die an Magime erinnert hatte? „Wahnsinn!“ sagte sie sich. „Sie ist eine zufällige. Wie sollte es auch anders sein. Maximiliane, die Tochter Magimes, ist todt; es steht im Kirchenbuch, es ist amtlich, gerichtlich konstatiert, wie kann man also denken, daß dieses entsetzlich wilde Geschöpf — wie könnte es auch! — Niemals — Wahnsinn, Wahnsinn!“ wiederholte sie sich.

Stefan hatte indeß mit Mandl freundlich und zuthunlich gesprochen und ihr gesagt, sie möge sich neben ihm setzen. Sie blickte zu ihm auf und dann auf Valerie.

„Unerbittlich zuckte es, aber sie antwortete nicht und setzte sich auch nicht. Da zog sie der Professor zu sich auf die Bank hernieder.“

„Komm zu mir“, sagte er, wie tröstend, „wir beide, wir müssen überhaupt jetzt zusammen halten, Du weißt es ja schon, daß er uns verläßt, und zwar morgen mit dem frühesten, Du weißt es jetzt und Du findest Dich vernünftiger Weise daren, nicht wahr, Mandl?“

Sie erwiderte nichts; sie hörte nicht auf, in ihr Brod zu beißen, aber schwere, langsam perlende Thränen fielen darauf.

„Du wirst bei mir bleiben“, fuhr der Professor fort, „und was er nicht mehr für Dich thun kann, das will ich thun, ich habe Dich ja als eine Art Vermächtniß von ihm übernommen.“

„Ja,“ sagte Stefan lebhaft, „und ich gehe leichter und beruhigt, seit ich weiß, daß der Professor sich in so großmüthiger Weise Deiner annehmen, daß er Dich beschützen, für Dich Sorge tragen will; versprich mir nun, daß Du Dich in alles fügen, daß Du ihm in allem gehorchen wirst.“

„Ich will nicht mehr Kröten fangen“, lispelte sie mit halb erstörter Stimme.

„Nun, das sollst Du auch nicht“, sagte der Professor gutmüthig, „wir werden schon etwas anderes für Dich finden; Du sollst einmal etwas lernen, und ich werde mich selbst mit Dir beschäftigen.“

„Das ist nicht nöthig“, sagte sie.

„Ei, wie so denn, Mandl?“

„Weil ich fortgehe.“

„Ah!“ machten alle.

„Fort!“ lachte der Professor, „seht doch, wohnin willst Du gehen?“

„Das werde ich nicht sagen.“

„Was soll das heißen?“ fuhr Stefan erzürnt auf. „Kommst Du mit so kindischen Scherzen und mit solchem

